

(Nachdruck verboten.)

101]

## Pelle der Eroberer.

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Nexø.

Es lag etwas Drohendes in der Ungewißheit selbst, in der die Massen herumtrabten, als lauschten sie auf neue Worte aus der Dunkelheit heraus. Schnell entschlossen schlugen sie sich Altgewohntes und Gergebrachtes aus dem Sinn, um Platz in sich zu machen; rings umher sprach man von diesem Neuen und jenem Neuen und versuchte, sich blindlings dafür einzurichten, als sei es etwas Selbstverständliches, daß die Zeit jetzt erfüllet war und die Verheißung sich gerade an ihnen vollziehen sollte. Sie gingen umher, bereit irgend etwas auszuführen — sie wußten selbst nicht was, sammelten sich zu kleinen Gruppen an und veranstalteten mißglückte Streiks, ganz ins Blaue hinein. Andere schufen Diskussionsvereine und begannen in heftigen Worten um das Neue zu kämpfen, das niemand von ihnen kannte — das waren namentlich die Jungen. Viele von ihnen waren hierher gekommen, um das Glück zu suchen, eben so wie Pelle selbst, und sie brannten vor Unruhe. Es lag etwas Heftiges über ihnen — ein fiebriger Zustand.

So lagen die Verhältnisse, als Pelle in die Hauptstadt kam — chaotisch, ohne irgend einen sicheren Plan, nach dem man zu seinem Ziel hätte wandern können. Die Massen stütten einander nicht mehr, sondern waren in der Auflösung begriffen und flatterten verwirrt umher, auf der Suche nach etwas, um das sie sich scharen konnten. Oben in der Gesellschaftsordnung spürte man nur Unsicherheit in den Arbeitsverhältnissen; dort lagte man über die Unruhe, diese sinnlose Unruhe, die den Ertrag beeinträchtigte und die Konkurrenz mit dem Ausland erschwerte. Aber einzelne Kluge witterten das Volk als großes lauschendes Ohr; neue Prädikanten erstanden und wollten die Menge auf neuem Wege zu Gott führen. Pelle wurde ein paar Mal von dem Strom an solche Orte geführt, ließ sich aber nicht erfassen. Das waren nur die alten Töne wieder. Dort lag es nicht. Niemand ließ sich mehr durch Anweisungen auf den Himmel zufrieden stellen. Die neuen Propheten verschwanden ebenso plötzlich, wie sie aufgetaucht waren.

Aber mitten in der Verwirrung entstand ein fester Kern, eine Gemeinde, die durch eine Reihe von Jahren sicher gewachsen war und fanatisch die Verfolgungen und den Spott von oben und unten ertragen hatte, bis sie jetzt einige tausend Mitglieder betrug. Sie stand fest in den Wirbeln und behauptete ebenso hartnäckig, daß ihrer Lehre die Zukunft gehöre. Und nun schien sie Wind in die Segel zu bekommen; sie entsprach auf eine eigene Weise den ungeduldigen Forderungen, den Himmel schon hier auf Erden zu haben und das Glück erreichbar zu machen.

Pelle hatte sich draußen auf dem schleswigschen Stein von der neuen Lehre erfassen lassen und sich ihr warm und stark in die Arme geworfen. Er besuchte Versammlungen und Diskussionen und brauchte seine Ohren, um etwas Sachliches aufzufassen; seine praktische Natur verlangte etwas Handgreifliches, womit der Gedanke arbeiten konnte. Unten in seinem Wesen rang es gleichzeitig tief und stark, wie Ströme unter dem Eis; zuweilen war es an der Oberfläche zu spüren und machte ihn bange. Noch hatte er nicht vermocht, es zu etwas Ganzen zu sammeln; wenn er die Klagen über die verheerende Unruhe hörte, die den Wohlstand des Landes aufs Spiel setzte, konnte er den Zusammenhang darin nicht begreifen.

„Es ist doch verkehrt, daß sie die Arbeit ohne irgendeinen Grund einstellen,“ sagte er zu Morten so einmal, als der Aufseher des Bäckers seinen Platz verlassen hatte. „So, wie zum Beispiel Euer Aufseher — er hatte doch gar keinen Grund sich zu beklagen.“

„Er hat vielleicht plötzlich Schmerzen zwischen den Beinen bekommen, weil sein Urgroßvater einmal auf dem hölzernen Pferd hat reiten müssen. Wer weiß, er war ja vom Lande,“ meinte Morten ernsthaft.

Pelle sah ihn schnell an. Er konnte Mortens doppelstimmige Art und Weise zu reden, nicht leiden. Sie machte ihn unsicher. „Kannst Du nicht eben so gut vernünftig sprechen?“ sagte er. „Ich kann Dich nicht verstehen.“

„Nicht? — Aber es ist wohl Grund genug dazu da, Unmengen von Grund aus alten Zeiten her. Zum Teufel auch! Wozu sollen sie gerade einen Grund von gestern haben! Könntest Du Dir nicht denken, daß der Arbeiter, der so lange die Treitmühle in dem Glauben getreten hat, daß die Bewegung von den anderen ausginge, plötzlich entdeckt, daß er selber das Ganze im Gange hält? Denn das ist es, was vor sich geht! Der arme Mann ist nicht nur ein Sklave, der das Rad tritt, und dem von Zeit zu Zeit eine Handvoll Mehl in den Hals geworfen wird, damit er nicht tot hungert, er ist im Begriff zu entdecken, daß er in höherem Dienst steht, Du! Und nun wendet sich die Bewegung und geht von ihm selber aus! — Aber das kannst Du wahrscheinlich nicht sehen,“ fügte er hinzu, als er Belles ungläubigen Ausdruck bemerkte.

„Nein, denn ich habe keinen Größenwahn,“ erwiderte Pelle lächelnd. „Und Du bist doch auch kein Prophet, der so große Dinge weissagen kann.“

„Aber ich habe Verstand genug um auszurechnen, daß, wenn man Lärm machen will, man unbedingt einen bestimmten Grund haben muß, worüber man Lärm macht. Sonst geht die Sache nicht. Das mit dem hölzernen Pferd ist nicht hinreichend!“

„Es kommt wohl darauf an, wieviele Lärm machen,“ erwiderte Morten, „woran sich alle beteiligen, dafür braucht man wohl keine Gründe anzugeben.“

Pelle grübelte während der Arbeit weiter darüber nach; es ging nicht mit diesen Erwägungen so im allgemeinen; was sich von dieser Art in seiner Gedankenwelt regte, war durch Generationen festgestellt und handelte hauptsächlich von Tod und Leben. Er mußte praktisch zugreifen und ging wieder auf seine eigene große Erfahrung zurück —

Bieymann war überflüssig, dafür hatte Pelle selbst den Beweis geliefert! Und es war auch nichts im Wege, weshalb man nicht auch den Hofschuhmacher ausschalten sollte, die Gesellen besorgten das Maßnehmen und Zuschneiden, die ganze Arbeit. Der war eigentlich auch ein Ausjauger, der sich an die Spitze des Ganzen gestellt hatte und den Profit einsog. Aber dann hatte Morten ja doch recht mit seiner unerschämten Ansicht, daß der Arbeiter das ganze trage.

Pelle stützte ein wenig über dies Ergebnis; er stellte vorsichtig fest, daß es auf alle Fälle für *seinen* Sach gültig sei. Da war Sinn darin, sein eigenes zurückzuerheben, aber wie?

Sein gesunder Menschenverstand verlangte etwas, was Meyer und die anderen großen Ausjauger ersehen konnte; es ging nicht, daß jeder Gesell dasah und auf eigene Hand herumpfuschte, wie die kleinen Meister; davon hatte er hinreichend daheim in der kleinen Stadt gesehen. Das schuf nur Puscherei!

Da setzte er sich denn hin, um einen Plan für ein Konsumgeschäft auszuarbeiten. Eine Anzahl Arbeiter vom Sach sollten sich zusammenschließen, sollten jeder sein kleines Kapital dazuschicken und Geschäftslokale mieten. Die Arbeit sollte nach den verschiedenen Anlagen eines jeden Mannes unter sie verteilt werden, und aus ihrer Mitte wählten sie dann einen, der dem Ganzen vorstehen konnte. Auf die Weise ließ sich die Frage lösen. Jeder Mann erhielt den vollen Ertrag seiner Arbeit.

Als er seinen Plan gründlich durchdacht hatte, ging er damit zu Morten.

„Das haben sie schon in der Bewegung vorgebracht!“ rief Morten aus und zog ein Buch heraus. „Aber es ging sonderbarerweise nicht. Wo hast Du die Idee her?“

„Die habe ich selbst ausfindig gemacht,“ erwiderte Pelle mit Selbstgefühl.

Morten sah ein wenig ungläubig aus, er schlug im Buch nach und zeigte Pelle, wie seine Idee skizziert war — fast Wort für Wort — als Glied in dem Vorwärtsrücken. Es war ein Werk über den Sozialismus.

Nun, Pelle verlor deswegen den Mut nicht! Er war stolz darauf, etwas erfunden zu haben, auf das auch andere gekommen waren, gelehrte Leute obendrein! Er fing an, Ver-

trauen zu seinem eigenen Gedanken zu bekommen und besuchte eifrig Versammlungen und Vorträge. Kräfte und Mut hatte er, das wußte er. Er wollte versuchen, tüchtig zu werden! — und dann die auffuchen, die an der Spitze standen und den Weg bahnten, und ihnen seine Dienste anbieten.

Bisher hatte ihm das Glück immer dunkel vorgegaukelt, wie ein Märchen, das plötzlich auf seinen Mann hernieder schwebte, und ihn in höhere Gefilde emporhob, während alle die anderen zurückblieben und diesem sehnsuchtsvoll nachstarrten. Das war ja das Reine. Aber hier gewahrte er neue Wege, die für alle, die etwas vor sich brachten, zum Glück führten, so wie es die „Kraft“ in seiner Todesstunde phantasiert hatte. Er begriff nicht gleich, woher das alles kommen sollte, aber das war ja die Sache selber, die es entwirren mußte!

Dies alles hielt seine Gedanken in neuer ungewohnter Beschäftigung. Er war nicht daran gewöhnt, auf eigene Faust zu grübeln, sondern hatte sich immer bisher an das gehalten, was ihm von Generation zu Generation als anerkannt überliefert war. — Und oft war das eine schwere Last gewesen. Dann versuchte er das Ganze zu verschlucken, um es los zu werden. Aber es kam immer wieder!

Wenn er müde war, gewann Hanne wieder Macht über ihn, und dann ging er des Abends zu ihnen hinüber, und er wußte sehr wohl, daß es nicht zum Guten führte. Sich eine Zukunft an Hannes Seite zu denken, erschien unmöglich, in Verbindung mit ihr existierte nur der Augenblick. Ihr sonderbares Wesen hatte Macht über ihn, das war das Ganze! Oft gelobte er sich selbst, sich nicht foppen zu lassen, ging aber doch wieder zu ihnen hinüber. Er mußte versuchen, sie zu erobern und dann die Folgen hinnehmen.

Eines Tages nach Feierabend kam er auf die Galerie hinab geschlendert, über etwas sinnend, da ging er in die kleine Küche hinein.

„Bist Du es Velle?“ tönte Hannes Stimme aus der Stube heraus. „Komm nur herein!“

(Fortsetzung folgt.)

## Im Rachen des Todes.\*)

Von Jack London.

Im Frühling kam ein gewisser Tim Keenan, der Besitzer einer Spielbank ins Land. Er brachte die erste Bulldogge, die man je in Nordbrite gesehen hatte, mit, und es schien unvermeidlich, daß dieser Hund sich mit Wolfsblut messen sollte. Eine Woche lang war darum der Kampf zwischen den beiden das Hauptthema der Gespräche in gewissen Kreisen der Stadt.

Schmitt löste die Kette von Wolfsbluts Nacken und trat einige Schritte zurück, aber Wolfsblut zögerte mit dem Angriff. Er stand still, mit gespitzten Ohren, und besah sich neugierig das seltsame Tier, das da vor ihm stand. Noch nie hatte er einen solchen Hund gesehen. Tim Keenan schob die Bulldogge vorwärts, indem er murmelte: „Nimm ihn!“ und klein, breit und unschön watschelte sie bis in die Mitte des Kreises. Hier blieb auch sie stehen und blickte zwinernd nach Wolfsblut hinüber. Aus der Menge ertönten laute Rufe: „Nimm ihn, Cherokee! Drauf Cherokee! Nimm ihn!“

Aber Cherokee war auf den Kampf nicht begierig. Er drehte den Kopf herum, zwinkerte die schreienden Männer an und wedelte dabei gutmütig mit dem Schwanzstumpf. Er hatte keine Furcht, er war nur träge, auch schien es ihm nicht, daß man beabsichtige, er solle mit dem Hunde da kämpfen. Mit einem solchen hatte er noch nie gekämpft, und er wartete, man solle ihm den richtigen bringen.

Tim Keenan trat heran, beugte sich zu Cherokee hinab und strich ihm mit beiden Händen die Schultern entlang gegen das Haar, indem er ihn mit kurzen Bewegungen vorwärts schob. Cherokee begann zu grollen, leise und ganz tief unten in der Kehle. Es war zwischen dem Grollen und der ruckweisen Bewegung der Hände des Mannes ein gewisser Zusammenhang; das Grollen wurde lauter, wenn der Rud zu Ende ging, erstarb dann und begann bei der nächsten Bewegung.

Dies blieb nicht ohne Wirkung auf Wolfsblut; sein Haar fing

an, am Nacken und an den Schultern sich zu sträuben. Endlich gab Tim Keenan den letzten Rud und trat zurück, und Cherokee rannte krummbeinig und geschwind aus eigenem Willen vorwärts. Nun schnappte Wolfsblut zu. Ein Schrei der Ueberraschung wurde laut, denn Wolfsblut war mehr wie eine Raçe vorwärts gesprungen, hatte gebissen und war mit derselben kafenartigen Geschwindigkeit weggesprungen.

Cherokee blutete an einem Ohr und hatte einen Schiß an dem dicken Halse, aber er achtete das nicht und knurrte nicht einmal, sondern machte lehr und verfolgte den Gegner. Die Kampfesweise der beiden, die Rascheit des einen, die Beharrlichkeit des andern, erregte den Parteigeist der Menge, und die Wetten stiegen bedeutend. Immer wieder sprang Wolfsblut zu, biß und sprang unverleht zurück, und unablässig folgte ihm der seltsame Feind, ohne sich zu beissen, doch auch nicht langsam, immer aber entschlossen und in geschäftsmäßiger Weise. Es lag in seiner Methode ein Ziel, auf das er erpicht war, und von dem man ihn nicht abbringen konnte. Wolfsblut war verwundet. Nie hatte er einen Hund gesehen, der kein Haar hatte, das ihn schützte, seinen dichten Pelz, in den die Zähne nicht eindringen konnten, sondern überall weiches Fleisch, das leicht blutete. Jedesmal, wenn er zuschnappte, sanken die Zähne tief hinein, was ihn aber noch weiter wunderte, war, daß der andere nie aufschrie, wie er es doch bei anderen Hunden gewohnt gewesen war. Außer einem Grollen oder Grunzen nahm jener jeden Angriff schweigend hin, doch nie ertahnte er in der Verfolgung.

Dabei war Cherokee nicht unbeholfen. Er wendete und drehte sich schnell genug im Kreise herum, aber Wolfsblut war nie da. Auch Cherokee hatte nie mit einem solchen Hunde gekämpft, dem man nicht nahe kommen konnte, und auch er wunderte sich. So sprang Wolfsblut unverleht hin und her, ohne jedoch jenem unten an die weiche Stelle der Kehle kommen zu können. Dazu war die Dogge zu niedrig, auch waren ihr die mächtigen Kinnladen ein Schutz. Allein Cherokee blutete aus vielen Wunden, denn Kopf und Hals waren ihm an beiden Seiten zerschlit und zerrissen, doch zeigte er keine Spur von Mutlosigkeit. Im Gegenteil setzte er beharrlich seine Verfolgung fort, und blieb nur einmal einen Augenblick wie verblüfft stehen, indem er zwinernd die Zuschauer anblickte und zu gleicher Zeit mit dem Schwanz wedelte zum Zeichen, daß er weiterkämpfen wolle. Doch in diesem Augenblick schoß Wolfsblut auf ihn los und riß ihm das eine Ohr in Fetzen. Mit einer leichten Bewegung des Aergers nahm Cherokee die Verfolgung wieder auf, rannte auf der inneren Seite des Kreises, den Wolfsblut machte, und versuchte diesen am Halse zu packen. Doch um die Breite eines Stohalmes verfehlte er den Angriff, und Rufe der Bewunderung wurden laut, als Wolfsblut der Gefahr durch einen Sprung in entgegengesetzter Richtung entging.

Die Zeit verstrich. Wolfsblut sprang immer noch die Kreuz und die Quer und teilte Wunden aus, und mit immer gleicher, grimmiger Beharrlichkeit rannte der andere hinter ihm her. Früher oder später mußte dieser seinen Zweck doch erreichen und Wolfsblut so packen, daß er die Schlacht gewann. Mittlerweile nahm er alle Angriffe unbewegt hin. Seine kurzen Ohren hingen in Fetzen, sein Hals und seine Schultern waren voller Wunden, selbst seine Rippen bluteten von den schnell ausgeteilten Bissen, die er nicht vorhersehen und darum nicht vermeiden konnte. Von Zeit zu Zeit versuchte Wolfsblut, Cherokee umzuwerfen, was ihm nicht gelang, da sie zu ungleich in der Höhe waren. Einmal jedoch trieb er das Spiel zu oft. Als Cherokee sich umdrehte, um Wolfsblut bei seinen sinken Kreuz- und Quersprüngen zu folgen, hatte er die Schulter entblößt, und Wolfsblut stieß dagegen. Da aber Wolfsbluts Schulter die des andern weit überragte, und der Stoß sehr kräftig gewesen war, so verlor Wolfsblut das Gleichgewicht und purzelte über die Dogge hin. Zum erstenmal so lange er gekämpft hatte, sahen die Zuschauer, wie er den Boden unter den Füßen verlor. Er überstülpte sich in der Luft, und er würde auf den Rücken gefallen sei, hätte er sich nicht wie eine Raçe in der Luft umgedreht, um mit den Beinen zuerst auf die Erde zu gelangen. Trotzdem fiel er schwer auf die Seite. Im nächsten Augenblick stand er jedoch auf den Füßen, doch diesen Augenblick hatte Cherokee benutzt und ihn an der Kehle gepackt.

Allein der Griff war zu niedrig gewesen, zu tief an der Brust, doch hielt Cherokee fest. Wolfsblut sprang auf und rannte wild im Kreise umher, indem er versuchte, die Dogge abzuschütteln. Das Gewicht am Halse machte ihn rasend, es hinderte seine Bewegungen, es beschränkte seine Freiheit. Es war wie eine Falle, und alles in ihm empörte sich dagegen. Ein paar Minuten lang war er wie wahnwitzig; der Wille zum Leben hatte völlig von ihm Besitz genommen. Vernunft und Verstand hatten ihn verlassen, und nur der Trieb des Fleisches regte sich machtvoll in ihm, der blinde Drang zu leben und sich zu bewegen, da Bewegung der Ausdruck des Lebens war.

So rannte er immer im Kreise herum, wandte sich hin und her und versuchte stets die Last, die ihm am Halse hing, abzuschütteln. Allein Cherokee hielt fest. Selten nur kam er mit den Füßen auf den Boden und suchte sich dann gegen Wolfsblut zu stemmen, aber einen Moment später hatte er wieder den Halt verloren und wurde im Kreise herumgeschleppt. Allein er wußte, daß er recht täte, wenn er festhielte, und fühlte selbst ein gewisses Frohlocken darüber. Dann schloß er einen Augenblick die Augen und ließ sich hin und her schlenkern, unbekümmert, welcher Schaden ihm auch dadurch erwachsen könne.

\* Aus Wolfsblut (whitefang), einem soeben in deutscher Uebersetzung bei Fr. E. Fehsenfeld in Freiburg i. Br. erschienenen Seitenstück zu des gleichen Verfassers Hundegeschichte „Wenn die Natur ruft“, die seinerzeit hier abgedruckt wurde. Die neue mit gleicher Meisterhaft Natur und Tier erfassende Erzählung führt wieder in die halb polare Wildnis. Ein Hund steht wieder im Mittelpunkt, nur daß diesmal sein Weg aus der Natur in die Kultur führt.

Endlich hielt Wolfsblut inne; er war müde. Er konnte nichts tun, und das verstand er nicht. Bei all seinen Kämpfen war ihm nie so etwas passiert; nie hatte ein Hund so gekämpft. Er legte sich nieder und rang leuchtend nach Atem. Cherokees immer festhaltend, suchte ihn ganz umzuwerfen, doch leistete Wolfsblut Widerstand. Dabei fühlte er, wie die Kinnladen des anderen sich ein ganz klein wenig loderien, um ein wenig höher hinauf sich wieder zu schließen. Das geschah stets, wenn Wolfsblut ruhig blieb, sonst begnügte jener sich damit festzuhalten.

Cherokees wulstiger Rachen war der einzige Körperteil, den Wolfsblut's Zähne erreichen konnten. Er packte ihn da, wo der Hals aus den Schultern kommt, aber er verstand es nicht, die Kampfesweise der Dogge nachzuahmen, auch waren seine Kinnladen nicht dazu geschaffen. Er zerstückte nur den Hals des Gegners, bis eine Veränderung in der Stellung ihn davon abzulassen zwang. Es war der Dogge schließlich gelungen, Wolfsblut auf den Rücken zu wälzen, und ohne seine Kehle loszulassen, stand sie nun über ihm. Da krümmte sich Wolfsblut wie eine Katze und grub die Hinterfüße in den Unterleib des über ihm stehenden Feindes und hätte ihm mit den langen, scharfen Krallen den Leib aufgerissen, wenn Cherokees nicht seitwärts getreten wäre, so daß er nun im rechten Winkel zu ihm stand.

Aber es gab kein Entrinnen aus den Kinnladen, die Wolfsblut gepackt hielten; sie waren so unerbittlich wie das Schicksal. Langsam kamen sie der großen Ader am Halse immer näher. Was Wolfsblut allein noch vom Tode errettete, war der dicke Pelz, welcher seine Hautwulsten am Halse bedeckte. Den konnten Cherokees Zähne nicht durchdringen, aber allmählich arbeiteten sie sich in die Höhe, indem die Dogge bei jedem Loderen der Zähne mehr Hautfalten zwischen die Zähne bekam, wodurch Wolfsblut dem Erstickten nahe gebracht wurde. Sein Atem kam und ging, je länger es dauerte, mit immer größerer Schwierigkeit.

Es hatte allen Anschein, als ob der Kampf jetzt vorüber sei. Cherokees Partei triumphierte und bot lächerlich hohe Wetten an. Wolfsblut's Partei dagegen war niedergeschlagen, man schlug zehn gegen eins, zwanzig gegen eins aus, ja, selbst als Schmitt fünfzig gegen eins bot. Er trat dabei in den Kreis und wies mit dem Finger auf Wolfsblut, indem er laut und höhniisch lachte. Dies brachte die gewünschte Wirkung hervor; Wolfsblut wurde wild vor Wut. Er raffte die letzten Kräfte zusammen und sprang empor. Wie er im Kreise herumlief und den fünfzig Pfund schweren Feind mit sich schleppte, verwandelte sich seine Wut in wahnwitziges Entsetzen. Der Wille zum Leben gewann von neuem die Oberhand, und der Verstand floh vor dem Lebensdrang des Fleisches. Immer um die Kunde ging es, hin und wieder zurück. Er strauchelte dabei, fiel und stand wieder auf, erhob sich dann und wann auf die Hinterbeine, indem er den Feind ebenfalls emporhob, allein vergebens mühte er sich, aus dem Rachen des Todes zu entkommen. Zuletzt fiel er erschöpft hintenüber, und schnell schob die Dogge die Zähne weiter empor, indem sie ihm den Hals enger zusammenschürte. Zubelebender Weisfall erhob sich für den Sieger; man schrie: „Hoch, Cherokees!“ und dieser antwortete durch kräftiges Wedeln mit dem Schwanz. Aber der laute Weisfall ließ ihn das Ziel, das er verfolgte, nicht aus den Augen verlieren. Zwischen den mächtigen Kiefern und dem Schwanz war keine Sympathie vorhanden, mochte dieser auch wedeln, so hielten jene Wolfsblut mit eisernem Griff an der Kehle gepackt.

(Schluß folgt.)

## Blumen und Diamanten des Winters.

Was der Lenz ohne Blüten und der Herbst ohne die saftigen Trauben, das wäre der Winter ohne Eis und Schnee. Durch nichts kann der Charakter unseres Winters treffender gezeichnet werden als durch seine eigenen Gebilde, die er mit Hilfe der Kälte so mannigfach und wunderbar schön hervorzaubert. Alle Reize der winterlichen Natur, alle Freuden, die sie uns bietet, sie beruhen allein auf den kalten und starren Formen, die auf des Winters strenges Gebot das leicht bewegliche Wasser in Fesseln schlagen.

Wasser heißt das Material, aus dem der Winter seine Wunder schafft, Werke so fein und zart, daß der Hauch unseres Mundes sie zerstören kann; Werke so künstlich und prachtvoll, wie sie die lebhafteste Phantasie des Dichters für Freengärten und Zaubergelüste nicht schöner zu erfinden weiß; Werke so gewaltig, daß bei ihrem Anblick die kühnsten Unternehmungen zurückschrecken müssen! Und zu alledem dient allein die sächliche Form des Kristalls; es ist die einfache Eisnadel in ihren hundert- und tausendfachen Kombinationen, wodurch der phantastische Baumeister Winter uns immer wieder zu überraschen weiß.

Wenn am stillen Abend die Sterne des Himmels funkeln und zittern, als reiche die Kälte bis in ihre ungemessenen Höhen hinauf, wenn unter dem eiligen Tritt des Wanderers der Schnee knirscht und ächzt, dann fühlt man sich gar wohl im erleuchteten Stübchen dabei und freut sich des wärmestrahlenenden Feuers. Doch kaum beginnt er zu erkalten, so bededen sich alsbald die Fenster Scheiben mit feinen Wasserbläschen, die dem Licht freien Durchgang wehren und die Heiber undurchsichtig

machen. Hier will die Kälte draußen zum Künstler werden und die Glasflächen in Blumenbeete umwandeln; doch sie braucht Stoff zu ihren Gebilden und dieser Stoff ist das Wasser, in Dampfform reichlicher in der warmen Zimmerluft enthalten denn draußen in der kalten Luft. Indem sich aber diese an die Außenfläche der Scheiben lagert, entzieht sie diesen die Wärme, wodurch wiederum die an der Innenfläche lagernde Luftschicht zur Wärmeabgabe genötigt wird. Dieser Vorgang ist aber stets mit Niedererschlag von Wasserdampf verbunden. Spricht nun in diesem Prozeß der Ofen kein störendes Wort, d. h. wird die immer mehr und mehr sinkende Zimmertemperatur nicht wieder erhöht, so hat die draußen herrschende Kälte ein leichtes Spiel, den auf den Scheiben niedergeschlagenen feinen Tau in starres Eis zu verwandeln. Aber nur Schritt für Schritt soll das geschehen, denn Ruhe und Zeit gehören zur vollendeten Darstellung der Kristalle. Da hastet ein Staubpartikelchen an der Scheibe oder eine Schmarre findet sich vor, die du selbst wohl noch nicht beachtet hast, der Kälte aber dient dieses oder jenes oder auch der Rahmen zum Fundament ihrer Bildungen. Hier schmiegen sich die ersten äußerst zarten Kristalle an. Noch weißt du nicht, was daraus werden soll, doch bald strecken sich die Spitzen durch Anheften neuer Kristalle, rechts und links lagern sich andere daneben, schieben in gerader Linie fort oder schmiegen sich, dem Geize des Falles folgend, bogenförmig um den Punkt ihres Herdes, hier noch einen Ast ausstreckend, dort eine Büchel umschließend, da eine Wellenlinie beschreibend, bis endlich aller flüchtige Niedererschlag verarbeitet und die Gesamtheit aller entstandenen Eiskristalle deiner Phantasie die Deutung der entstandenen Bilder überläßt. Hier findest du bald den zierlichen, mit Franzosen besetzten Stern heraus! Dort glaubst du das niedrigste Moospolster zu erkennen. Da steht die treueste Kopie einer Tanne und wieder da der Webel eines Farnkrautes oder einer Feder so wahr, so einfach und doch so schön!

Doch nicht immer zeigen die Fensterscheiben jene reizenden Malereien, vielmehr bedeckt die Scheibe ab und zu anstatt des Blumenflors eine dicke Lage schneeigen Eises, die unseren Blick von der Außenwelt völlig absperrt. Ist nämlich die warme Zimmerluft zu reich mit Wasserdampf beladen, so ist der wässrige Niedererschlag auf den Scheiben zu stark, um für zarte Bildungen Raum zu lassen, dann drängen sich beim Gefrieren die kleineren Sternfiguren dicht an einander und die sich immer von neuem wiedererschlagenden Dünste gefrieren schichtweise über einander, so daß zuletzt ein gleichförmige, undurchsichtige, poröse Lage die ganze Scheibe überzieht.

Erst wenn die oberen, mehr schneearartigen Schichten durch die Wärme des Zimmers geschmolzen sind, vermag man in der untersten Eisschicht jene bewundernswerten Gebilde, die sich bald mit einem Spitzenmuster, bald mit den schönen Kindern der Göttin Flora vergleichen lassen, zu beobachten.

Aber nicht auf unseren Fensterscheiben allein versucht der Winter sein Künstlertalent; diese Staffelei ist ihm viel zu beschränkt. Draußen im Freien sind ihm keine Grenzen gesteckt, hier schafft er in ungebundener Freiheit viel schönere Werke, hier muß man seine Gebilde ansehen; ungeahnte Schönheiten werden unsere Verwunderung aufs höchste spannen. Zwar ist es wieder nur Eis, was er gebildet, aber in welcher Pracht, in welcher Formenfülle! Denn wer malt mit herediten Worten die Schönheit  $R a u h r o s e s$ , wo in unangestauter Vollkommenheit jeder Zweig, jedes Halmchen, jedes Blatt mit tausend Kristallen bedeckt ist? In einer einzigen Morgenstunde ist die ganze Natur in ein Feenschloß umgewandelt, in dem alles glänzt und glitzert, strahlt und funkelt, verwirrt und blendet!

Woher diese demantne Pracht so urplötzlich?

Urplötzlich ist er wohl nicht entstanden, dieser unbeschreibliche Schmuck der winterlichen Natur; zu allen ihren Gebilden nimmt sie sich Zeit und leitet die eine Erscheinung in die andere über. So auch hier. Sind es doch wieder Kristalle, die wir bewundernd anstaunen, Eiskristalle, auf dieselbe Weise entstanden wie jene, die den schönen Blumenflor unserer Fensterscheiben zusammensetzen. Auch hier hat das Wasser als Mittel gebient, indem es als dichter Nebel in Form leichter Dünstbläschen die Luft erfüllt und mit seinem feuchten, undurchsichtigen Mantel alles umschlingungen hielt. Da konnte man wohl reden von garstig trüben Wintertagen, in denen kein Sonnenstrahl blinzt, weder Himmel noch Erde sichtbar ist. Die Temperatur solcher Nebeltage hält sich über dem Gefrierpunkte und das wogende Nebelmeer scheint sich in einem lächtigen Schneefall auflösen zu wollen. Da sank über Nacht die Temperatur. Es trat Kälte ein, und der die Luft erfüllende Wasserdampf schlug sich nieder, benetzte das dürre Halmchen am Wege, die Stoppeln des Feldes, die Büsche und Bäume des Waldes. Da war ja Wasser überall, und vom Wasser zum Eis ist nur ein Schritt; jeder feste Punkt bietet Anhalt, die Kristallisation einzuleiten. Und so geschah's. Der wässrige Nebeldunst jener trüben Tage hängt nun in Kristallform an den Zweigen. Aber blide hinauf in die Silberkrone des Baumes; betrachte das herabhängende Gezeig der Birke, durch die Last des Schmuckes noch mehr gebogen und im leisen Winde sich hin- und herschaukelnd — blendet nicht bei jeder neuen Bewegung tausendfältiger Reflex der Sonnenstrahlen, auf den spiegelnden Kristallflächen erzeugt, dein Auge? Hebt sich nicht jeder Ast gleich einem Blütenstrauch in herrlicher Schönheit vom blauen Himmel ab? Siehst du nicht jedes dürre Blatt am Boden eingekast mit funkelnden Kristallen? Ist nicht jeder armenliche dürre Halm ein strahlend Silberbäumchen geworden? Erkennst du die starke Schnur zwischen den beiden Nesten, woran Kristall an Kristall gereiht, die bei leiser Berührung klavervoll an-

einanderstoßen, als den zarten Faden eines Spinnseins wieder? Sag, hast du irgendwo schon solche Pracht erblaut? Tritt doch herein in die ruhige Einsamkeit des Tempels, dessen Wände demant- beladene, baumartig geschnitzte Kunstgebilde zu sein scheinen, als dessen Decke sich der nunmehr blau gewordene Himmel wölbt. Tritt ein zu den köstlichen Pieraten, die nächtlicherweise wie durch Zauber- schlag aus Wasserbläschen entstanden, überall angehängt sind, und du wirst überrascht von ihrer Schönheit und Mannigfaltigkeit ihrer Formen! Hier ragen sparrspitzige Spiege nach einerlei Richtung hin, wie der Luftzug sie vorwärts; dort gruppieren sich blätterartige Kristalle, um die Blüten des Sommers zu wiederholen, und da schmücken sie, spiralförmig geordnet, als Eisrose den hangenden Zweig! Doch wer schildert mit Worten diese unvergleichliche Pracht des Raufrostes, wer beschreibt die blendende Schönheit des Winters, seinen Schmuck aus Eiskristallen?!

Wenn so die Natur ihren winterlichen Festschmuck, ihr Galakleid angetan hat, dann ließe sich wohl darüber streiten, ob sie schöner sei im Blumenkleid des Frühlings oder im blühenden Demantkleid des Winters! Mag ein jeder in seiner Weise urteilen, jedenfalls er- scheint sie im Raufrost als eine in Schönheit strahlende Braut und ihr Bräutigam, der Winter, erscheint uns an ihrer Seite nicht mehr als der tief verhäulte mürrische Alte mit runzligem Gesicht und schnee- weißem Bart, nein, er lächelt uns ein zwar ernstlichender, fester, energischer Mann, doch glauben wir auch ein schelmisches Lächeln und freundliches Zucken aus seinen Zügen leuchten zu sehen. S.

## Kleines feuilleton.

### Architektur.

Totenstädte der Zukunft. Die Friedhofsfrage ist für die modernen Stadtverwaltungen eine der aktuellsten Sorgen, und speziell für die Verwaltungen der Millionenstädte. Sie ist für unsere großen Städte, die immer mehr ins Weite wachsen, eine Wirtschaftsfrage ersten Ranges. Hat doch erst vor kurzem Prof. Glozier in Glasgow festgestellt, daß seine Stadt jährlich 18 000 Leichen zu begraben habe. Eine Stadt von einer Million Einwohnern erneuert sich in einem Menschenalter, hat also in 30 Jahren eine Million Menschen zu bestatten. Um diese Million in der Erde unterzubringen, wären 2 Millionen Quadratmeter an Bodensfläche nötig, für den Fall, daß sich Grab eng an Grab reihen würde. Rechnet man dazu ebenso viel an Wegen, ferner Reserveterrain, so ergibt sich ein Riesenfriedhof von 5 Quadratkilometern. Ein derartiges Raumbedürfnis ist nirgends innerhalb der Stadtgrenze oder direkt in ihrer Nähe zu befriedigen. Der Bodenwert eines solchen Kirch- hofs würde wohl 50 Millionen Mark übersteigen. Folglich müssen die Kirchhöfe immer weiter wandern. Schon jetzt sind Hauptkirch- höfe in manchen Großstädten meilenweit entfernt.

Einen Ausweg aus diesen Problemen bietet einstweilen nur die Feuerbestattung. Die Rechnung ergibt, daß, wenn für den Kirchhof einer Stadt von einer Million Einwohnern 500 Hektare weit draußen erforderlich sind, dieser Bedarf für Feuerbestattete sich schon mit 5 Hektaren befriedigen ließe, und diese Fläche bedürfte nicht aus Gesundheitsrücksichten einer Schutzzone ringsum, könnte vielmehr ganz innerhalb der Stadt liegen. Den Entwurf zu einer derartigen Totenstadt bietet Albrecht Haupt in einem im Auftrag des Hannöverschen Vereins für Feuerbestattung herausgegebenen Werke „Totenstädte der Zukunft. Eine Nekropole für eine Million“, das bei G. A. Ludwig Degener in Leipzig erscheint. Hier ist der Versuch gemacht, eine derartige für unser Zeitalter neue Aufgabe auch künstlerisch zu formen. Und dieser Versuch hatte ein ganz überraschendes Ergebnis. Vor allem in der Gesamtgestalt. Er ergab von selber die Entstehung riesiger Bauwerke, gewaltiger Nekropolen, von Gebäuden, die durch Masse wie durch Größe der Erscheinung alles übrige in unseren Städten in den Schatten stellen würden.

Es soll die Bestattungstätte für eine Million Aschenkapseln auf möglichst kleinem Raume in würdiger Gestalt erscheinen. Als naheliegende Form bietet sich hierfür die Stufenpyramide, die, am untersten Abhau etwa 200 Meter messend, sich zu einer Höhe von fast 100 Metern erhebt. Es sind 10 Stockwerke übereinander ge- dacht, in unerschöpflichen Hallen und Gängen, an Wänden und Pfeilern, Aschenurnen aufnehmend. Das unterste 5 Meter hohe Hauptgeschloß enthält rund 13 000 Meter Wandfläche, bei 3 Meter nübbarer Höhe also 39 000 Quadratmeter. Jedes Quadratmeter kann durchschnittlich bequem 10 Kapseln enthalten — also ist in dem Hauptgeschloß schon für über eine Dreimillion gewöhnlicher Kapseln Platz geschaffen. Die immer kleiner werdenden Aufbauten der oberen Terrassen ergeben zusammen noch weit mehr, als das Doppelte der genannten Zahl, was sich jedoch dadurch ausgleicht, daß die langen Gänge häufig durch schöne und reiche Hallen, Gewölbe, Kuppelräume und ähnliche Einzigungen unterbrochen wer- den müßten, und zwar in allen Geschossen. — Große Oberlichthöfe sollen an geeigneten Punkten die Stockwerke bis zum untersten durchbrechen, nach Möglichkeit auch Tageslicht in ihre Dämmerung bringen. Eine überall durchgeführte elektrische Beleuchtung wird außerdem unentbehrlich sein. — Ungeheuer Treppenanlagen führen von der untersten Stufe bis zur obersten Terrasse, die ein mächtiger, weißer Ehrentempel für die Asche hervorragender Menschen

frönt. Vier große Aufzüge bringen die des Steigens Unvermögen- den bis auf diese Höhe. An den vier unteren Ecken stehen vier runde Krematorien, in zwei Stockwerken je zwei Kapellen ein- schließend; unter jedem brennen fortwährend vier Bestattungsöfen. In dieser großen Nekropole sind auch Kirchen für alle Bekenntnisse vorgesehen, ferner Säulenhallen, Tempel und Balustraden, die Ge- legenheit dazu bieten sollen, um Urnen, Denkmäler, Statuen und Kunstwerke aller Art frei aufstellen zu können. Auf diese Weise würde die Stadt der Toten ein Heim der bildenden Künste werden. Denkt man sich zuletzt die Pyramide von einem heiligen Gain um- schaft, umgeben von Wasser und Vegetation und eingeleitet vom Schönsten und Ernstesten, was architektonisch zu bilden sein mag, dann muß zugestanden werden, daß solches Werk in der Tat ein würdiges und großartiges Denkmal sein müßte.

Die Kosten der ganzen Nekropole berechnet Haupt auf 42 800 000 Mark, die mit der millionsten Bestattung bezahlt, verzinst und amortisiert wären.

### Aus dem Tierleben.

Die Lachmöve oder Alstermöve. In demselben Maße, in dem der Mensch die Natur in Kulturland umwandelt und eine Menge Geschöpfe zum Aussterben oder zu einer gründ- lichen Aenderung ihrer Lebensweise zwingt, in demselben Grade mehren sich auch die Fälle, daß gewisse Tiere aus der Not eine Tugend machen, indem sie sich dem Menschen sozusagen in die Arme werfen und, statt ihm zu fliehen, von ihm zu profitieren suchen. Das hat vor undenklichen Zeiten unter den Vögeln z. B. der Spatz getan, den man nicht einmal mehr mit Kanonen ausrotten könnte, das tat und tut noch in jüngerer Zeit die Amsel, die in Berlin sogar gelegentlich schon mit den Spahen unter den Pferden an Droschkenhaltstellen erblidt wurde, und das ist auch die Bahn, die seit einer Reihe von Jahren ein großer Teil der Lachmöven ein- schlägt. Es ist das dieselbe Mövenart, die sich bei uns besonders auf den Havelseen zur Winterszeit mit ihrem weißblühenden Ge- fieder herumtreibt und auch in Berlin oft genug zu beobachten ist. In viel größeren Scharen geht sie zum Herbst und Winter aber in die großen Hafensüdde, und in Hamburg heißt sie kurz- weg Alstermöve, weil sie das dortige Alsterbassin völlig mit We- schlag belegt. Sie hat sich mit der Verdorferung gründlich ange- freundet, bettelt, wo sie ein Fenster klirren hört, um Futter und wird auch durch Futtertröge vor den Fenstern, die sie gewissen- haft abjucht, regelrecht den Winter hindurch gemästet. während der Hauptteil dieser Möven, der dem Menschen weniger traut, längst nach Süden in wärmere Gefilde abgezogen ist. Es war eine mü- ßsame, aber dankbare Aufgabe, diesen Tieren einmal mit der Kamera nachzuspüren. Carl Rubow hat sie sich gefesht und glänzend durchgeführt. In dem Buche „Die Lachmöve“ (Ver- lag von Eduard Treverndts Nachf. in Steglitz; Preis gebunden 1,50 M.) führt er uns an der Hand von sehr klar wiedergegebenen photographischen Aufnahmen durch das ganze Leben des Vogels hindurch. Wir sehen seine sommerlichen Nistplätze, die Gelegen, die eben ausgekrochenen und die immer größer werdenden Jungen, das Getue und Gehabe der Eltern, das manche geradezu menschlich anmutende Züge zeigt und wir begleiten die Tiere dann in die große Hafensüdde, bis zu ihren Futtertrögen vor den Fenstern. Den 36 Photo-Autothypien ist ein erklärender Text beigegeben, der die Läden ausfüllt, die die Bilder noch lassen. Das Buch ist eine sehr ansprechend ausgestattete Naturgeschichte eines wohlgeleiteten Tieres in naturgetreuen Bildern.

### Medizinisches.

Ein zäher Typhuswirt. In der Zoologie und Hygiene bezeichnet man als Wirt ein Lebewesen, das ein anderes mit sich herumträgt und ihm die Möglichkeit des Lebens und der Entwicke- lung gibt. Der Wirt ist also das Gegenstück zum Schmarotzer. Das gilt auch für den Menschen, der leider für eine ziemlich große Zahl von Lebewesen die Rolle des Wirtes spielt. Um von anderen Tieren abzuheben, sind es hauptsächlich die Bakterien, von denen der Mensch stets eine ungeheure Zahl beherbergt. In der Regel sind es überhaupt unschädliche Vertreter dieser Kleinwesen. Es ist aber auch durchaus sicher, daß ein gesunder Mensch gefährliche Bazillen in sich tragen kann, die ihm selbst keine Krankheit ver- ursachen, aber auf seine Umgebung übertragen werden und dort Schaden anrichten können. Wie lange unter diesen Verhältnissen Bakterien einer Art im Menschen lebensfähig bleiben können, ist eine besonders wichtige Frage. Im allgemeinen besteht die Ansicht, daß solche Bakterien, auch wenn sie zu keiner Erkrankung führen, verhältnismäßig bald absterben. Daß dieser Erfolg aber nicht immer eintritt, beweist in höchst überraschender Weise ein Fall, den Dr. Philpowsitch in der Wiener klinischen Wochenschrift beschreibt. Es handelt sich um eine 59 Jahre alte Frau, die wegen des Ver- dachtes von Gallensteinen in die Klinik gekommen war. Ernstlich krank war sie sonst seit ihrer Jugend nicht gewesen, nachdem sie als 11-jähriges Mädchen einen Unterleibstypus durchgemacht hatte. Es stellte sich nun heraus, daß in der Tat Gallensteine vorhanden waren. Jedoch fanden sich in der herausgenommenen Galle auch einige Typhusbazillen. Schon früher war von Kautzn die Ansicht aus- gesprochen worden, daß die Anwesenheit von Bakterien in der Galle zur Steinbildung führen kann. Außerdem aber wurde zweifels- frei festgestellt, daß die Kranke die Typhusbazillen in lebensfähigem Zustand seit 38 Jahren mit sich herumgetragen hatte.